

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

„Wer hat dir das eingebracht?“ fragte er wütend, als Adda von der Notwendigkeit der bevorstehenden Reise nach Breslau sprach.

Was ihn vor allem empörte: er wußte nicht das Geringste von irgendwelchen Beziehungen zwischen Adda und diesem „Mörder“, wie er Erich Becker nannte. Langsam nur besann er sich des Menschen. War das nicht dieser Kleinbürgersohn gewesen? Jemandem Stipendiat ziemlich einfacher Herkunft. Jemandem hatte ihn damals in die Tanzstunde mit eingeführt, die auch Adda mit ihren Freundinnen und deren Brüder und Vettern besuchte. Jetzt tauchte auch dem alten Hierzel das Bild dieses Becker auf, blaß, verschüchtert, mit kleiner roter Narbe über der zusammengeknauten Oberlippe, dieser eigentümlich nasalen Sprechweise.

„Ich habe Rechtsanwalt Geninde durch Wintheffer kennengelernt.“

„Wintheffer?“

Der alte Hierzel mußte erst einen Augenblick Atem schöpfen, so überraschte ihn diese Mitteilung. Da fiel ja nun wieder einmal ein Zukunftsraum ins Wasser, an dem er schon so eifrig gebaut hatte. Wirklich, die Adda war doch ein richtiges Unglücksmädel!

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Allerhand Planmässigkeiten.

Als der schweizerische Zementtrust vor einigen Jahren sämtliche Fabriken unter einen Hut gebracht hatte, glaubte man endlich Ruhe zu haben. Der Trust hatte es in der Hand, die Produktion nach den Bedürfnissen zu regeln; (nach den Bedürfnissen, die freilich nur dann voll geäußert werden könnten, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Krisen verfielen und gewisse Schichten überhaupt einmal aus der Krise herauskommen könnten); er hatte die Möglichkeit, Preise so festzusetzen, daß dem Kapital sichere Dividenden, den Arbeitern aber anständige Löhne gesichert werden konnten. Mit andern Worten: Ein Trust, nicht nur der Zementtrust, könnte in seiner Branche beinahe den so wünschenswerten Gleichgewichtszustand schaffen, von „oben“ her, von der Kapitalsseite her.

Allein ein Trust inmitten der liberalen Wirtschaftsordnung muß immer damit rechnen, daß Außenseiter entstehen. In der Zementindustrie ging es schon mehrfach so, daß plötzlich wieder eine Fabrik gebaut wurde, die billiger lieferte als der Trust. So wurde die „trustfreie“ Fabrik Bernier errichtet. Nun hat der Trust sie aufgekauft, der Verwaltungsrat wird ersetzt, die Arbeiter bleiben, und alles geht wie bisher. Wie bisher? Nein, nun wird man wieder teureren Zement haben. Denn als Bernier unterbot, schleuderte der Trust überall dort, wo Bernier seine Säcke anbot. Nun hört das auf. Bis wieder ein Außenseiter kommt. Und sehr planmäßig darauf spekuliert, der Trust werde ihm das Geschäft sehr rentabel (für den Außenseiter rentabel) abkaufen.

Die Hauptursache für die Möglichkeit, Außenseiterfabriken zu eröffnen, liegt in der überhohen Trustrendite. Also eignen sich die Trusts doch nicht zur Herstellung von Gleichgewicht und Ordnung? Sind vielleicht Staat und Verbände eher berufen?

Die Eidgenossenschaft hat beobachtet, daß in neuester Zeit Futtermittel in vermehrtem Umfange eingeführt und eine neue Milchschwemme eingefleitet wird, wobei unser Käse, nach der Abwertung zu merkwürdigerhöhten Preisen angeboten, in großen Beständen liegen bleibt. Also wird ebenfalls planmäßig der Futtermittelfuhr ein Bremsflos angehängt. 2 Fr. für Futtergerste und Futterhafer, Mais 3 Fr. neu pro 100 kg, Delfuchen statt Fr. 4.50 nun Fr. 6.— usw. Die Mehreinnahmen dienen zur Stützung der Milchpreise. Man tut

aber noch mehr: Auch Speisefette und Speiseöle müssen belastet werden, weil ihre Verbilligung auf dem Weltmarkt zu einer Bedrohung der inländischen Butterproduktion führen: 28 statt 20 Fr. wird künftig bezahlt. Erdnüsse 11.20 statt 8, Kopra 16.80 statt 12. Mit diesen Zuschlägen sollen die Bauern vor den schon wieder drohenden Preisstürzen bewahrt werden. Ob das hilft? Es ist alles ein Laborieren von Fall zu Fall, eigentlich nicht viel anders als im „staatsfreien Trust“.

Bei beiden aber wird nicht im Traum an die weit wirksamern Regulierungen von der Zinsen- und „Währungsseite“ her gedacht.

Rumäniens Absprung.

Kaum hat sich Frankreichs Außenminister Delbos wieder in Paris eingestellt und dem Kabinett Rechenschaft über die Erfolge seiner Osteuropareise abgelegt, muß man hören, daß Rumänien zum Faschismus übergeht und wenigstens ideologisch dem demokratischen System verloren, vielleicht sogar auf dem Sprung ist, sich dem faschistischen Block in aller Form anzuschließen. Wie das zugegangenen, fragt der überraschte Westeuropäer.

Die Gegner der Demokratie wühlen seit langem. Die „Eiserne Garde“, als solche aufgelöst und als Partei „alles für das Vaterland“ in den letzten Wahlkampf gegangen, ist nicht die einzige Anwärterin für die Errichtung einer autoritären Regierung gewesen. Neben ihr stand die klerikale Gruppe, die schon seit dem Jahr 1910 das Hakenkreuz als Symbol getragen und immer in extremem Antifemitismus gemacht. König Carol, der in den letzten Jahren ein ständiges Absinken der Anhängerziffern bei den früher führenden Liberalen und dann auch bei ihren Nachkriegskonkurrenten, der „nationalen Bauernpartei“ unter dem Siebenbürger Maniu beobachten konnte, erhielt bei den allerjüngsten Parlamentswahlen den Beweis für die tatsächlich stattgefundene Verschiebung der Parteistärken. Wenn das so weiterging . . . noch eine Parlamentsperiode . . . dann lief man Gefahr, daß die „Eiserne Garde“ zur Massenbewegung anwuchs und dem König ihr Programm aufzwang. Ueber dieses Programm ließen die Hitlerfreunde gar keine Zweifel aufkommen: „24 Stunden nach dem Siege schließen wir einen Bund mit Deutschland und Italien“, hatten sie verkündet. Für den König eine Aussicht, bei der ihm nicht ganz behaglich zu Mut sein konnte; Bündnis mit Hitler bedeutete unheilbaren Bruch mit Frankreich und Rußland, und der russische Nachbar erinnert sich an das verlorne Befarabien bestimmt wieder, wenn Rumänien ins Lager der Gegner übergeht. Was sollte da der König tun?

Er ließ also zunächst die Wahlen unter dem üblichen Terror der Regierungsorgane „passieren“. Falls es der liberalen Partei, die unter Tararescu regierte, nicht gelang, 40 % der Mandate zu erobern (mit Terrorhilfe wohlverstanden), dann war bewiesen, daß sie beinahe nichts mehr zu bedeuten hatte, und man konnte sie fallen lassen. Und siehe, sie gewann nur 38 % der Mandate. Noch ein Rettungsversuch: Man rechnete aus, sie hätten im gesamten Reiche doch 40 % Stimmen erhalten, wenn auch nicht Mandate, und dafür dürften sie die Hälfte der Sitze und damit wieder die Führung übernehmen.

Aber am Hofe hatte man überlegt, daß Tartarescu viel schwächer sei, als die Stimmzahlen andeuteten. In Wirklichkeit war die „Eiserne Garde“ schon stärker geworden, trotz „nur 20 %“. Also diese Leute berufen? König Carol fand einen Ausweg, den man eines Tages vielleicht genial nennen wird. Er berief den Führer der „christlichen“ Antifemiten, der Cuză Hakenkreuzler, Herrn Goga und gab ihm Freipaß zur Durchführung seines diktatorischen Programms. Und Goga ging flott ins Zeug. Alte liberale Zeitungen, wie „Adverul“ (Zukunft), wurden verboten und damit der liberalen Partei gesagt, daß sie keine Zukunft mehr habe. Dann ging es gleich an die Realisierung der antifemitischen Ziele: Eine ganze Reihe von Rechten der Juden werden überprüft und selbstverständlich annulliert. Hunderttausende von jüdischen Einbürgerungen sollen rück-

gänglich gemacht werden. Wahrscheinlich wird damit das ganze jüdische Element in den früher österreichischen, ungarischen und russischen Provinzen betroffen . . . wo immer möglich! Um aber den Widerstand der übrigen Parteien niederzuschlagen, löst Goga das neugewählte Parlament auf. Das dürfte der erste Schritt zur Abschaffung des Parlamentarismus überhaupt sein, wenn nicht vorgezogen wird, eine Marionettenversammlung nach berühmten Mustern fortbestehen zu lassen.

Die Tat der Berufung Gogas ist insofern genial, als der reaktionäre Kandidat der Priesterherrschaft sofort der „Eisernen Garde“ allen Wind aus den Segeln nimmt. Antisemitismus? Haben wir nun in Rumänien . . . also braucht keine eisernen Brüder mehr. Vernichtung des korrupten Liberalismus und seiner „französischen“ Debattenbude, des Parlaments? Goga tuts, seine Konkurrenz ist überflüssig. Bleibt die außenpolitische Neuorientierung. Wozu denn auch? Ist es nicht besser, zu balancieren? Von den Berlinern und Römern gelobt zu werden und dabei mit den Sachsen und Ungarn Siebenbürgens machen zu können, was einen beliebt, und zugleich von den Franzosen mit Zittern als Freunde angerufen zu bleiben?

In gewissem Sinne bietet nun Rumänien das Gegenbild zur österreichischen Republik, die auch den reinen Nazismus durch eine clerikal-fascistische Diktatur zu vermeiden hoffte und latent eine Neuregelung seiner Auslandsbeziehungen erstrebt, um Rom und Berlin zu entweichen. Möglich, daß diese Verwandtschaft Brücken von der „Kleinen Entente“ zu Oesterreich schlägt, die der Liberalismus bisher nicht zustande brachte. Dann wäre wenigstens die Möglichkeit gegeben, am Zustandekommen einer sowohl vom Westen wie von den Deutschen und Italienern unabhängigen Donaugruppe zu arbeiten.

Für die Franzosen kann als ein schwacher Trost für die feststehende Unsicherheit Rumäniens die errungene britische Garantierung der Tschechoslowakei gelten. England hat als Bedingung die Auswanderung der antifascistischen deutschen Emigrantenblätter aus Prag gestellt . . . die Zeitungen der Straßbergergruppe und der Sozialdemokraten erscheinen fortan in Paris.

Man sieht aus dieser britischen Bedingung, daß London die Hoffnung, Deutschland zu beruhigen, nicht aufgibt. —an—

Kleine Umschau

Nun ist der Uebergang vom Alten ins Neue überstanden. Aber noch immer gewahrt man auf der Straße, im Tram, allüberall etwas, an das wir nüchterne Schweizer wenig gewohnt sind: daß zwei, drei zusammenstehen, sich die Hände schütteln, den Hut vor einander abziehen und mit beredten Worten und Mienen aufeinander einreden. „Aha“, kommt uns dann in den Sinn, „die wünschen einander ein glückhaftes neues Jahr oder so was ähnliches, unsern Tagesereignissen entsprechendes.“ Und bei dieser Gelegenheit flackern alte Freundschaften aufs neue auf, — aber ob alte Freundschaften vergessen werden? das ist eine andere Frage. „Wären“, schrieb einmal der Wiener Schriftsteller Eduard Bögl, „die Glückwünsche nur ein einzigesmal Ernst geworden — die Welt hätte ein Jahr lang einen paradiesischen Zustand durchlebt. Da sich alle gegenseitig das Beste wünschen, hätte jegliche Lumperei in diesem Jahre unterbleiben müssen, niemand wäre ermordet, niemand an seinem Eigentum oder in seinen Gefühlen verletzt, niemand betrogen worden, niemand verdorben.“ „Und“, fügen wir hinzu: „Niemanden wäre das Kriegen in den Sinn gekommen!“

Aber so gehts im alten Tempo weiter. Das aber muß festgehalten werden: mit jedem Jahr wächst die Freude am Ausschmücken der Wohnung auf Weihnachten und Neujahr hin. Und von Jahr zu Jahr werden mehr Gratulationskärtchen von Haus zu Haus, von Land zu Land verschickt.

Als erstes Offizielles wurde uns im neuen Jahr die Benachrichtigung über die Organisation von Hausfeuerwehren beschert. Mein Nachbar fragt verlegen hinterm Ohr: mit zwölf Frauen im Hause, hat er schon einmal geklagt, sei er der einzige Mann!

Und auch in unserm Haus wirds noch allerhand absetzen, denn von den vier jungen Leuten, die unter unserm Dach wohnen, hat jeder eine andere Ausrede: der eine brachte dem Hausbesitzer sofort ein ärztliches Zeugnis über einen Herzfehler; der zweite machte glaubhaft, er müsse, wenn's losgehe, sofort einrücken, wiewohl er vom Militärdienst suspendiert ist; der dritte erklärte, er müsse dann in seinem Atelier bleiben und dieses verteidigen, und der vierte behauptete, gerade zu dieser Zeit ins Ausland reisen zu müssen. Bleiben also wir älteren Jahrgänge, und auch da siehts größtenteils so aus, daß der Chemann sagt, während seiner langjährigen Ehe hätte die Frau solche Dinge gemacht, und der andere befürchtet, seine Gattin zu beleidigen, wenn er die Dinge an die Hand nehme, und so fort. Kommt Zeit, kommt Rat, müssen wir auch in diesem Falle sagen!

Was wird überhaupt in diesem Jahre alles an uns herantreten? Meine kleine, stets mit Sorgen erfüllte Freundin suchte wieder einmal Rat bei ihrer vertrauten Kartenschlägerin — ich dürfte eigentlich nicht davon erzählen. Denn, also sagt der Glauben, in den Adventszeiten und bis in den Januar hinein hätten die Orakel ganz besondern Wahrheitsgehalt. Es muß nicht so schlimm gewesen sein, was ihr die Pythia aus den Kartenbildern herausgelesen hat, denn sie kam lachend nach Hause. „Was habt Ihr wieder im Beton?“ lautete einer der Aussprüche, den die Frau aus ihrem Legikon verhornagelter Fremdwörter verwendet hatte. Im Beton für den Ausdruck: in petto — man sieht, in welchem Maße die Technik in weiteste Kreise mit ihren Ausdrücken eingedrungen ist.

Ueberhaupt, also lesen wir in den ziemlich ernsthaft gemeinten Ausführungen eines New Yorkers, wird es in Zukunft noch viel mehr Technik und Chemie im ganzen Drum und Dran des Menschen geben, denn die Frau von 1960, behauptet er, werde eine wandelnde landwirtschaftliche Ausstellung sein. Wieso das? sollen etwa Krautblätter und Lauchstengel Hutgarnituren ergeben, und die Füße in ausgehöhlten Kartoffeln herum latschen? Ja und nein, was letzteres anbetrifft: wirklich seien die koketten Schuhe des Jahres 1960 aus Kartoffelsubstanzen, natürlich nicht aus Kartoffelpurée verfertigt, und die Handschuhe seien aus jenen Abfallsubstanzen, die übrig bleiben, wenn man aus der Zuckerrübe allen Saft gepreßt hätte. Der Schirmknäuf sei aus Sonnenblumenkernen, das unzerbrechliche Kristallglas der Armbanduhr aus Maiskolben; die Strümpfe würden aus Spreu verfertigt, die Stoffe seien aus Kasein gewonnen, und so fort. Und dann wird diese landwirtschaftliche Zukunftsinfonie auf die Hausgeräte ausgesponnen, und die Matratze wird aus Maishälsen, die in Säuren aufgelöst wurden, gesponnen oder gegossen oder sonstwie gemacht. Und, Triumph der Chemie: in der neuen Wohnung könne man die Zigarette hinlegen, wo man wolle: man könne sie im Bett im Einschlafen verlieren, auf die Tischdecke legen, oder brennend in den Papierkorb werfen — nichts werde in Flammen aufgehen, denn brennbare Chemikalien werden im Zukunftshaus keine Verwendung mehr finden. Schöne Aussichten, gewiß, aber es wird nicht verraten, ob es bis dann Zigaretten geben wird, die keine Asche entwickeln, so daß es nirgends mehr Aschenhäufchen gibt — und überhaupt: heute stecken wir noch mitten in den Mängsten über eine neue Zigarettensteuer, und das Nächste ist immer das Brennendste!

Und weiter ist in unsere von der Unfittlichkeit unseres Zeitalters betäubten Herzen — ein jedes Zeitalter hat seine Unfittlichkeiten, das sei doch einmal festgehalten — ein Lichtblick gefallen: in einer Stadt, die nicht in der Schweiz ist, wurden mehrere Elternpaare bestraft, weil sie mit ihren Töchtern, die noch nicht das 16. Lebensjahr erreicht haben, Tanzunterhaltungen besuchten. Das ist schon ein großer Anlauf zum Besserwerden. „Die Stadtkasse wird Geld benötigen“, meint mein Jüngster geringschätzig und voller Mitleid mit meinem naiven Idealismus. Wir wollen keine Streitfrage aus dieser Sache machen, denn wer weiß, es könnte jemanden einfallen, dieses Rezept gleichfalls anzuwenden, denn Geld haben wir heute alle nötig, sogar —. Aber Schluß, wir sagen nichts weiter.

Christian Luegnet.